

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 30 (1954-1955)
Heft: 5

Artikel: Der Knecht des Steuer-Vogtes
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1071243>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Knecht des Steuer-Vogtes

Erlebnisse von * *

Über dem grünen Plüschsofa in der Stube meiner Großmutter hing ein Bild, das ich noch heute vor mir sehe: Auf einem schmalen, steinigen Weg stand ein mit zwei Ochsen bespanntes Gefährt. Die Tiere, deren Hörner in ein Doppeljoch gespannt waren, wichen zurück vor den drohenden Gebärden zweier Männer, die im Vordergrund einander gegenüberstanden. Der eine, mit kurzen Pluderhosen, Ledewams, langen Strümpfen und einer Art Schnabelschuhen bekleidet, und an dessen Seite ein Schwert hing, machte sich rechthaberisch und frech am Joch zu schaffen, der andere, barhaupt, in Hirtenhemd und Holzsandalen, trug einen kräftigen Stecken in der Rechten, den er eben unzweideutig zum Schlag erhoben hatte.

Die Darstellung — es war ein Stich — erregte immer meine besondere Aufmerksamkeit, wenn ich bei Großmutter auf Besuch war, und nie konnte ich begreifen — und tue es übrigens auch heute noch nicht —, wie jemand es fertigbringt, so ungeheuer viele haarfeine Striche

derart kunstvoll zusammenzufügen, daß dem Besucher ein lebendiges Bild sich bietet.

Dies Wunder neu zu ergründen, war ich einmal, als Großmutter an die Wohnungstür gerufen worden war, auf das Plüschmöbel gestiegen, wobei die Sprungfedern des Sitzpolsters unter meinen Füßen geheimnisvoll schwirrend zu singen begannen, was mich von meinem ersten Vorhaben ablenkte und veranlaßte, durch Stampfen und Hüpfen dem wunderlichen Musikinstrument neue Töne zu entlocken.

Großmutter war eine kleine, aber sehr tatkräftige Person. Die eindringliche Art, mit der sie mir mein Spiel verwies, als sie wieder in die Stube kam, mag mit ein Grund dafür sein, daß mir die «Wegnahme der Ochsen Arnolds von Melchthal» so genau in Erinnerung geblieben ist.

Sie ohrfeigte mich kurzerhand links und rechts und stellte mich dann mit einem energischen Ruck auf den Boden. Nachdem ich mich von meinem Schrecken über die auf meinen Backen brennenden Watschen erholt hatte,

konnte ich ihr dann aber doch klar machen, ich habe nur das Bild genau ansehen wollen.

Da war ihr Zorn sofort verraucht. «Dummerchen», sagte sie — und das paßte mir wenig, denn ich ging damals in die zweite Klasse und hatte im Schreiben und Rechnen eine Sechs — «Dummerchen», sagte sie, «um den Arnold von Melchthal genau zu sehen, brauchst du doch nicht mein Kanapee zu zertrampeln!»

Sie schob das Möbel beiseite, hob das Bild vom Haken, wischte mit dem Schürzenzipfel über den Rahmen, und dann schauten wir es zusammen an, und sie erzählte mir die ganze Geschichte von den Vögten und den alten Eidgenossen, und sie kannte sie gut; denn ihr Mann, mein Großvater, hatte im dramatischen Verein einmal eben den Arnold von Melchthal gespielt, als Schillers «Tell» über die Bretter der Dorfbühne gegangen war.

Von nun an beschäftigte mich das Bild noch viel mehr, und ich wurde nicht satt, es anzuschauen, ja wartete manchmal geradezu darauf, nun werde der Stecken des freien Mannes endlich einmal herabsausen auf die Finger des Vogtenknechts, der mir ein gar erbärmlicher Kerl zu sein schien, daß er um schnöden Lohnes willen bereit gewesen war, zu tun, was meine Vorfahren sich nun einmal nicht gefallen lassen wollten — denn das Bild meines schauspielernden Großvaters hatte sich in meinem Kopf schon stark vermischt mit dem wirklichen Arnold von Melchthal, und wenn wir auch nicht aus der Innerschweiz stammen, so betrachten wir die Männer vom Rütli doch allesamt ein wenig als unsere Vorfäder.

Und heute noch, nach reichlich 30 Jahren, ruft mir das Wort Vogt oder Landvogt, so oft ich es höre, die Darstellung der Ochsenwegnahme in Erinnerung. Wenn aber das Wort Vogt in Verbindung mit Steuern genannt und zum Steuervogt wird — und das geschieht unsereinen gegenüber gar nicht so selten —, dann bekommt die Erinnerung eine besondere Farbe, und ich muß im geheimen lächeln; denn was ich mir damals als Schulbub und Enkel des Arnold-von-Melchthal-Darstellers nie hätte träumen lassen, ist im Leben eingetreten: ich stehe im Sold des Steuervogts, trug bis über das Ende des Kriegs hinaus im Dienst des Bundes meinen bescheidenen Teil zur Durchführung der Kriegsgewinnsteuer bei, und bin seit einem guten Halbdutzend Jahren Experte

bei der Steuerverwaltung meines Heimatkantons.

Ich begreife, daß man unsereinen nicht liebt

Trotzdem komme ich mir nicht erbärmlicher vor, als wenn ich Buchhalter in der Privatwirtschaft geblieben wäre; denn zwischen den Landvögten von Anno dazumal und dem Fiskus von heute besteht doch ein Unterschied. Daran, daß manche Leute es nicht lassen können, über uns Sprüche zu machen, gewöhnt man sich bald einmal.

So pflegt mein Freund Peter mich seinen Bekannten folgendermaßen vorzustellen: «Herr X — ja, ja, Sie haben recht gehört, er heißt X und nicht Geßler, obwohl er zur Gilde der Vögte, der Steuervögte nämlich, gehört.» Und dann geht's nicht lange, bis ich zum sieben- und zwanzigstenmal die Geschichte hören muß, die meine Gegenwart offenbar unweigerlich allen Witzkolporten in Erinnerung ruft: «... und da nahm also der Kraftmensch die halbe Zitrone zwischen Daumen und Zeigfinger seiner riesigen Pranke und quetschte sie aus. Keiner der Zuschauer, die zur Bühne kamen, um die Belohnung von 100 Franken zu gewinnen, die bekommen sollte, wer der Zitrone auch nur noch einen Tropfen erpressen werde, brachte es fertig. Bis ein unscheinbares Männchen zum großen Erstaunen des Kraftmenschen und unter dem donnernden Applaus des Publikums aus der leeren Zitronenschale heraus ein Wasserglas halb mit Saft füllte — nun, es war natürlich ein Steuerbeamter.»

Und die lieben Nachbarn stecken mir die «Illustrierte» in den Briefkasten, sooft ein von Einfällen sprühender Zeichner wieder einmal das Thema vom Steuerpflichtigen neu abhandelt, der schlotternd das Steueramt verläßt, in dem er bis aufs Hemd ausgezogen worden ist.

Daß man uns nicht besonders liebt, begreifen wir, nebenbei bemerkt, schon einigermaßen; denn niemand wird etwa glauben, wir zahlen unsere eigenen Steuern gern. Steuern zahlen müssen wir nämlich genau nach unserm Einkommen und Vermögen wie jeder andere Bürger. Und was wir verdienen, steht in den öffentlich zugänglichen Besoldungsordnungen; man kann damit, besonders wenn man ein paar

Foto: Robert Gnant
Zeichnende Hände

Kinder hat, keine großen Sprünge machen; aber mit einer Frau, die einzuteilen versteht, reicht es zum Notwendigen.

Die größten Steuerzahler sind nicht die sorglosesten Menschen

Natürlich sehe ich in den Steuerakten häufig große Einkommen, manchmal solche, bei denen schon die daraus erwachsenen Steuern nicht nur ein Mehrfaches von meinem Jahreseinkommen ausmachen, sondern auch ein Mehrfaches unseres ganzen, allerdings nicht großen Vermögens, das uns immerhin erlaubte, ein Häuslein zu kaufen, ohne daß wir es bis unters Dach belehnen mußten.

Liest man beim schwarzen Kaffee in der Zeitung, daß laut Wehrsteuerstatistik den zwanzig natürlichen Personen mit dem höchsten Einkommen in der Schweiz jährlich netto 29 Millionen Franken zufließen, dann denkt man «potztausend»; aber man stellt sich nichts Greifbares darunter vor; hat man aber die Steuererklärung des Mitbürgers X oder Y in der Hand und rechnet sich — ohne zu wollen — aus, daß dieser Mensch nun in einer Woche glatt doppelt soviel verdient, wie wir in einem Jahr, so macht das, mindestens beim erstenmal, Eindruck. Doch gewöhnt man sich bald an solche Zahlen, und wenn man einmal in einem guten Dutzend Jahren Gelegenheit hatte, mit Hunderten von Menschen aus den verschiedensten Einkommensstufen in Berührung zu kommen, dann gelangt man zur Erkenntnis, daß die größten Steuerzahler in der Regel auf der Stufenleiter der Zufriedenheit und der Sorglosigkeit einen eher bescheidenen Rang einnehmen.

Uns scheint das unbegreiflich; aber es ist offenbar so: Je größer das Einkommen, desto mehr Verwendungsmöglichkeiten stürzen sich wie hungrige Wölfe auf den Brocken, und je größer der Brocken ist, desto gieriger sind die Wölfe.

Ein ehemaliger Kollege von der Kriegsge-
winnsteuer, der heute in der Privatwirtschaft
fünfmal soviel verdient als vorher, ist einmal
richtig böse geworden, weil ich ihn auslachte,
als er mir bewegte Klage geführt hatte darüber,
daß er in seinem Haushalt die beiden Enden

kaum mehr zusammenbringe, und er schlug allen Ernstes vor, man sollte für junge Leute, deren Einkommen in raschem Ansteigen begriffen sei, eine etwa zehnjährige steuerliche Schonfrist einführen, damit sie den andern dringenden Ausgaben, die auf sie einstürmen, gerecht werden können.

Nun will ich allerdings nicht behaupten, ich würde am Ende eines Jahres drei Tausendernoten in den Sparhafen legen, wenn ich jeden Monat 250 Franken mehr im Zahltagsäcklein hätte als heute. Und würde mir jemand 50 000 Franken anbieten mit der Bedingung, sie zu verbrauchen — richtig zu verbrauchen und nicht etwa dauerhafte Güter damit anzuschaffen —, ich müßte mir nicht den Kopf darüber zerbrechen, ob ich dazu imstande sei; der Haken läge ganz anderswo: der großzügige Schenker dürfte nämlich beileibe keiner meiner Steuerpflichtigen sein; denn sonst würde man einen Bestechungsversuch wittern, auch wenn ich nicht die leisesten Absichten hätte, ihn irgendwie besser zu behandeln als die andern.

In dieser Beziehung müssen wir eben sehr aufpassen. Wir dürfen uns nicht nur nicht bestechen lassen, sondern wir müssen auch alles vermeiden, was nur den Schein erwecken könnte, wir ließen uns bestechen.

**Die Bestechungsversuche
widersprechen den
schweizerischen Spielregeln**

Die Bestechung von Steuerbeamten kommt übrigens in der Schweiz nach meiner Überzeugung praktisch kaum alle Schaltjahre einmal vor, und es wäre lächerlich, wenn wir uns darauf etwas zugute hielten. In gewissen Ländern mag es vielleicht sogar heute noch ein unbestreitbares Verdienst sein, wenn ein Beamter sich überhaupt nie ein Geschenk geben läßt; aber wir kommen in mehr als 99 von 100 Fällen gar nicht in Versuchung, uns durch Geschenke beeinflussen zu lassen: Die Bestechung geht einfach gegen die heutigen schweizerischen Spielregeln; man wehrt sich gegen zu hohe Steuern, aber auf andern Wegen.

Daß der Schweizer Geschäftsmann, wenn er mit gewissen ausländischen Partnern überhaupt zum Abschluß kommen will, nicht um das Schmieren herumkommt, ist eine andere Sache, und davon wissen wir auch ein Liedlein zu singen; denn für Schmiergelder bekommt man in der Regel keine Quittungen, und oft und oft dreht sich bei der Veranlagung die

Foto: Hans Schläpfer
Drei Augenpaare

Frage darum, ob gewisse Spesen, für die keine Belege vorliegen, als Unkosten anzuerkennen seien oder nicht. Denn ein Steuerpflichtiger könnte natürlich in Versuchung kommen, gerade noch ein wenig höhere Summen abzuziehen, als er wirklich aufwenden mußte.

Aber man bekommt in diesen Dingen Erfahrung. Besonders während des Krieges waren Schmiergelder oder schwarze Überpreise bei vielen Gütern gang und gäbe. Ein Steuerbeamter, der z. B. in den Jahren nach dem Krieg einem schweizerischen Importeur nicht hätte glauben wollen, daß er für gewisse Waren Überpreise zahlen müsse, ohne Belege beibringen zu können, hätte sich direkt lächerlich gemacht; denn zu den Preisen, die in manchen Ländern offiziell festgesetzt worden waren, hätte man keinen Hobelspan erhalten. Und oft stellten die Lieferanten noch ganz bestimmte Bedingungen, in welcher Form der Überpreis zu entrichten sei: z. B. in Goldstücken, aber nicht etwa Vreneli, sondern Double eagles oder Napoléons; denn die hatten (falls sie — natürlich schwarz — über die Grenze gebracht wurden) für den ausländischen Besitzer mehr Wert als das Schweizer Goldstück. Da nun die Goldmünzen auch ihren Schwarzmarktpreis hatten, gab es jeweils ziemlich komplizierte Verrechnungen, und für uns war es nicht immer einfach, festzustellen, ob nun die Angaben, welche der schweizerische Importeur machte, glaubhaft waren.

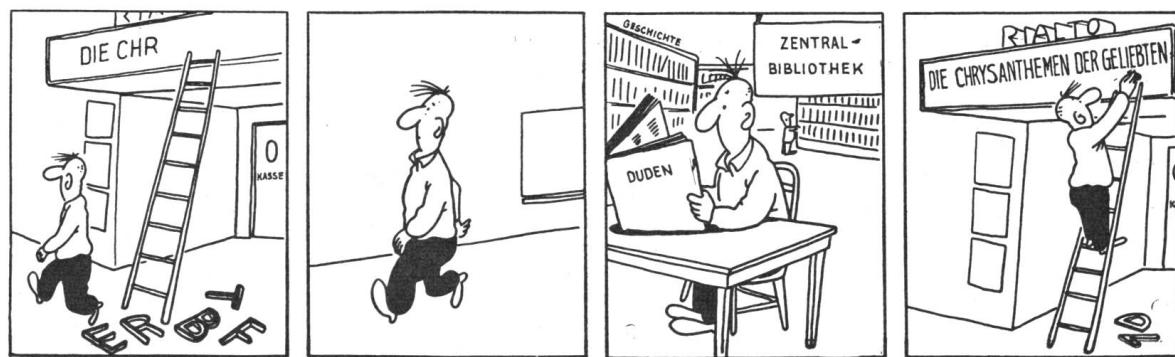
Der Krieg wirkt nach Übrigens sind auch in der Schweiz gegen Preis- und Rationierungsvorschriften unge-

heuer viele Verstöße begangen worden, und manchmal, wenn wir auf unvollständige Buchhaltungen gestoßen sind, haben wir dem vermeintlichen Steuersünder zuletzt zugestehen müssen, daß diese Machenschaften ebensosehr aus Furcht vor den Kontrollen der Kriegswirtschaft als vor uns geschahen: Denn wenn z. B. ein Metzger Schweine schwarz schlachtete, konnte er sie nicht wohl in seinen Einkaufskontrollen verbuchen, und hätte er die Einnahmen verbucht, nicht aber die Ausgaben, so wäre der in der Buchhaltung ausgewiesene Gewinn zu groß gewesen. So mußte er eben nicht nur dem Kriegswirtschaftsamt, sondern den Steuerbehörden gegenüber mogeln.

Darin, daß der Geschäftsmann in den Jahren der Preiskontrolle, der Warenbewirtschaftung, der Überwachung der Ein- und Ausfuhr, der Devisenkontrolle von so verschiedenen Seiten her überwacht wurde, und daß oft eine Maßnahme, durch die er dem Zugriff der einen Amtsstelle entgehen wollte, ihn in die Fänge der andern trieb, sehe ich eine wesentliche Ursache des Mißbehagens, das in den Jahren nach dem Krieg am größten war, mit dem schrittweisen Abbau der Einschränkungen aber doch schon merklich zurückgegangen ist.

Mancher, der über die Steuern oder über die Beamten schimpft, denkt nicht daran, daß er an den Gesetzen, deren Ungerechtigkeit er beklagt, ein Mitspracherecht hat; und wer sich aktiv um die Ausgestaltung der Vorschriften kümmern würde, die er kritisiert, wenn sie ihm gegenüber angewandt werden, der müßte vielleicht zugeben, daß eine radikale Änderung bei der heutigen internationalen Lage und bei un-

Bilder ohne Worte



serm Wirtschafts- und Gesellschaftssystem nicht so einfach ist.

**Die Hunderternote
in der Manteltasche**

hole: Nach meiner Überzeugung ist es eine sehr seltene Ausnahme, wenn ein schweizerischer Steuerpflichtiger versucht, sich durch Bestechung einen Vorteil zu verschaffen. Die Verwaltungen ihrerseits aber wachen mit Argusaugen darüber, daß in dieser Beziehung ihre Weste rein bleibe.

Ich erinnere an den Fall meines früheren Kollegen Bölsterli von der Warenumsatzsteuer, der einmal herausfand, daß ein biederer Wagnermeister einen ganz netten Steuerbetrag zu viel abgeliefert hatte, weil er aus seiner unbefolten geführten und sehr komplizierten Buchhaltung selbst nicht mehr draus gekommen war. Nun muß man wissen, daß es für einen Revisor bedeutend leichter ist, eine einfache, zweckmäßig eingerichtete Buchhaltung zu überprüfen als irgendein vorsintflutliches Monstrum, und wenn Bölsterli also dem Wagnermeister ein paar gute Ratschläge gab, wie er die Warenkontrolle einfacher und doch besser führen könne, so tat er damit zwar nicht nur seine strikte Pflicht, wie es geschehen war, als er die Rückerstattung der zuviel bezahlten Fr. 543.80 in Aussicht stellte; aber er tat durchaus etwas, was im Interesse der Verwaltung lag. Mag sein, daß Bölsterli, dem, wie uns allen, eine schlechte Buchhaltung ein Greuel ist, mit einer gewissen innern Anteilnahme seine Verbesserungsvorschläge an den Mann brachte; genug, der Wagner, dem unverhofft 540 Franken in Aussicht standen und dem die Ratschläge des Büchersachverständigen etwas wert waren, steckte ihm beim Abschied eine Hunderternote zu, und als der Revisor, wie es seine Pflicht war, höflich, aber bestimmt darauf aufmerksam machte, er dürfe kein Geschenk annehmen, sagte er lachend: «Ta, ta, ta, machen Sie doch keine Geschichten; das ist ja gar kein Geschenk, Sie haben das reichlich verdient», und er wollte ihm die Note in die Tasche stecken. Bölsterli legte sie sehr bestimmt wieder auf den Schreibtisch und sagte nochmals, er bedaure sehr (und vielleicht war sein Bedauern sogar aufrichtig), es sei ihm strikte verboten, etwas anzunehmen.

Der Wagnermeister erwiderte nichts mehr; aber als Bölsterli am Bahnhof in die Mantel-

Doch zurück zur Frage der Beamtenbestechung. Ich wieder-

SPRACH- MUSTER

aus dem Niederdorf

*(Zentrum des populären
zürcherischen Nachtlebens)*

Nicht zur Nachahmung empfohlen

Halbschlau: Mainsch eigentlich ich seig *agfrässé* (*atätscht, ich laufi näbed de Schue*).

Existenzialisten: Das sind jetzt ebe die *Akaflete* [oder *Stänzer*] mit de änge *Schlüüch* (Hosen), wo *Glöggli a den Oore* und *z'churz Ärm zum Schaffe händ* (zu faul zum Arbeiten sind).

Bezahlen: Die Rundi *chiisisch* dänn du emal (muesch du emal *legge*).

Motorrad verkaufen: Häsch öppe dis *Chessi verstoße* [*verchiiset*]?

Zuchthaus, Gefängnis: Dä kann ich doch gnau vo de *Winde* (*de Ligg*) her.

Irrananstalt: Wänn er dänn no wiiter so fuuli Eier leid, so gheit en dänn *d'Schütt* (Polizei) i *d'Spinnwinde*.

Geld: Jetzt hät's mer no e *Tram-filzluus* (25 Rappen), e *Filzluus* (50 Rappen), en *Holzbacker* (50 Franken) is *Faß* (Portemonnaie) gschnieit.

Vor der Polizei fliehen: De Jack hät dänn bi dere *Küülete* (Schlägerei) letschi Ziit gha zum *Täppeli*.

Trinken: Chasch na eis *zupfe* uf mini Rächnig.

Bauer: Lueg det die *Güllezone*!

Zornig werden: Dä sáb chunt scho *Chrieg is Gsicht* über.

(Fortsetzung folgt)

tasche griff, zog er erstaunt einen blauen Briefumschlag heraus, und darin steckte die Hundertfrankennote.

Natürlich meldete er es seinem Chef; seine Aussage wurde zu Protokoll genommen, und es gab ein langes Telefongespräch von Bern zum Grossisten Nummer soundsoviel. Der Wagnermeister machte zuerst auch: «ta, ta, ta, machen Sie doch keine Geschichten», fügte sich aber schließlich kopfschüttelnd darein, daß man ihm das Geld offiziell wieder zustellen werde. Er hätte den Kopf wohl noch viel mehr geschüttelt, wenn er die Aktennotiz gelesen hätte, welche der untersuchende Jurist in sein Dossier legte und die mit der Bemerkung schloß: «Unter den vorliegenden Umständen kann von einem Verfahren wegen Versuchs der Beamtenbestechung abgesehen werden».

Das Schmerzensgeld Auch ich hatte es einmal mit einer Hunderternote zu tun. Ich machte eine Revision bei einem Vertreter, der sein Büro in der Wohnung

hatte, und wurde von ihm recht freundlich empfangen, weniger jedoch von seinem riesigen Schäferhund, der häufig knurrte und trotz unserer beschwichtigenden Worte auch nach Beginn der Arbeit allerlei Zeichen des Mißbehagens von sich gab. Auf meine Bemerkung, ich begreife das nicht, Hunde hätten mich sonst gern, lächelte der Vertreter: er pflege um diese Zeit die Hündin Selma, die leidenschaftlich gern Auto fahre, auf die Kundentour mitzunehmen, und nun werde sie unzufrieden sein, daß sie hier bleiben müsse. Wie zur Bestätigung ließ das schöne Tier in diesem Augenblick wieder einen zwischen Knurren und Winseln liegenden Laut vernehmen und mußte schließlich des Zimmers verwiesen werden, weil es sich nicht ruhig verhalten wollte, und dabei spielte es sichtlich die beleidigte Dame.

Als während der Revision der Vertreter einmal in sein Wohnzimmer hinüberging und die Tür offen ließ, hörte ich plötzlich ein merkwürdiges kratzendes Geräusch; es schien mir, ein Schatten fliege auf mich zu, und bevor ich mir darüber Rechenschaft geben konnte, stürzte ich unter einem heftigen Anprall seit-

Schweizerische Anekdote

Jede Gegend hat ihren starken Mann und erzählt mit Stolz, Liebe und zuweilen mit der dichterischen Phantasie des Volkes von ihm. Den starken Mann meines emmentalischen Jugendlandes habe ich wohl gekannt, und was von ihm die Alten erzählen, ist des Weitersagens und Andenkens wohl wert.

Maibach Köbel hieß er, ein lediger Bauer, und wer hätte ihn auch heiraten mögen! Er zählte zu den Leuten, denen jedes Werkholz in den Händen zerbricht, und das wäre auch für ein Emmentaler Meitschi wohl viel Pentsch gewesen. Aber nicht nur dreinschlagen konnte Köbel, er war auch schlagfertig von Verstand, und dabei, wenn's nötig war, ruhig. Eine gefährliche Mischung, das zeigte er, als er einen Überfall abwehrte, indem er sich auf durchtriebene Art eine Waffe verschaffte. Maibach hatte Milch nach Bern geführt, was damals noch nicht in runden Kesseln, sondern in den breiten Tragbrenten geschah, deren Holzdeckel in das Gefäß hereingeschlagen werden und an beiden Enden Bleieinlagen zum Draufschlagen haben. Als er einmal das Milchgeld eingezogen und sich dann in der Stadt versäumt hatte, sprang ihm während der nächtlichen Heimfahrt in einem Wald ein Kerp aufs Fuhrwerk, hielt ihm einen Revolver an den Kopf und verlangte das Geld heraus.

Köbel sagte zum Pferd «hooo!» und zog das Leitseil an. Dann sagte er: «Ich habe das Geld nicht auf mir, es ist dahinten in einer Brente», erhob sich, trat zu den Milchgefäßen und zeigte: «Hier drin ist das Geld.» Dann schlug er den schweren Deckel einer Brente ab und sagte zum Räuber: «Da drin.» Der beugte sich über das tiefe Gefäß, und Maibach zerschlug ihm mit dem Deckel den Schädel, führte den Bewußtlosen zum nächsten Landjäger, lud den Räuber dort ab wie einen Sack und bemerkte nur: «Er ist kaum mehr zu brauchen.»



wärts vom Stuhl: Die Schäferhündin hatte sich mit einem Satz von der Schwelle her auf mich geworfen und hielt meinen linken Oberarm zwischen ihren Kiefern wie in einer Zange eingeklemmt. Man sah noch vier Wochen nachher die blauen, langsam gelblich werdenden Flecken, und es war fast unbegreiflich, daß weder Rockärmel noch Haut im geringsten gerissen waren.

Selmas Besitzer, der im Augenblick des Ansprungs das Zimmer wieder betreten hatte, war natürlich zunächst entsetzt und dann doch beruhigt, als er sah, daß ich keinen Schaden genommen und auch die Nerven nicht verloren hatte. Die eifersüchtige Selma, die nach der Tat alle Anzeichen schlechten Gewissens zur Schau trug, wie eben nur ein Hund es so ausdrucksvoll tun kann, nahm die Hiebe, die sie bekam, gefaßt als gerechte Strafe entgegen.

Nach beendeter Revision wollte der Vertreter mir unbedingt 100 Franken als Schmerzensgeld aufdrängen, und auch ich fand auf der Heimreise in der Manteltasche den Briefumschlag mit der blauen Note. Ich sandte sie natürlich zurück und hielt sie schon nach zwei Tagen wieder mit einem netten Brief in der Hand. Mein Chef, den ich pflichtgemäß orientierte, tat, was zu erwarten war: er sandte das Geld dem Spender endgültig wieder zu und stellte ihm frei, den Betrag dem Roten Kreuz oder sonst einer wohltätigen Institution einzuzahlen, wenn er ihn durchaus los werden wolle.

Der günstige Kauf

Man kann ja in diesen Dingen nie vorsichtig genug sein, wie der Fall meines Kollegen Zgraggen beweist. Er war im Anschluß an eine Revision bei einem Importeur und Großhändler von Haushaltungsmaschinen von diesem durch das Lager geführt worden. Dabei stach ihm ein handliches, neues Staubsaugermodell in die Augen, und er verweilte dort ohne besondere Absicht etwas länger, da er sich mit dem Gedanken trug, seiner Frau, in deren jungem Haushalt das eine oder andere noch zu ergänzen war, eine Überraschung zu bereiten.

Der Geschäftsinhaber, der sonst nur mit Wiederverkäufern verkehrte, hatte zuviel Händlerblut in den Adern, um nicht das Kaufinteresse des Beschauers sofort zu wittern, und im Handkehrum war die schönste Demonstra-



Ein nicht-nationalsozialistischer Buchantiquar in Konstanz hatte kurz vor dem letzten Krieg die berechtigte Furcht, daß ihm sein Geschäft früher oder später weggenommen würde. Um ihn zu schikanieren, wurde ihm beispielsweise verboten, Bücher nach der Schweiz zu verkaufen. Trotzdem bot er einem Geschäftsfreund in der Schweiz eine große Zahl Bücher zu sehr niedrigen Preisen an. Weil er aber nicht wußte, wie weit die Augen der Gestapo-Spitzel reichten, bat er den Geschäftsfreund, in seiner Antwort, welche Dichter er zu erwerben wünsche, vorsichtig zu sein und sich möglichst indirekt darüber zu äußern. Einige Tage darauf erhielt er von seinem Bekannten folgenden Brief:

«Sehr geehrter Herr,

Ich gelange mit der Frage an Sie, ob Sie mir mitteilen könnten, in welchem Werk sich die folgenden Zeilen finden, und bitte Sie, mir dieses Werk zu senden, falls Sie es besitzen:

„Es war ein Freitag im Winter. Schillernder Schnee lag auf jedem Dach. Hungrige Raaben suchten nach Körnern. — Jenseits des Eschenbachs defilierte die Kompanie vor ihrem Hauptmann. Fröhlich plaudernd schauten die Bürger zu. Buchbinder Schwab ließ den Hebel seiner Presse fahren und den Kleister eintrocknen. Herr Bierbaum, der Falkenwirt, kam aus dem Keller, und selbst Zahnarzt Meyer machte einen Augenblick frei. — Und jedermann freute sich über unser Heer.“»

Der Antiquar las den Brief dreimal. Dann übergab er einem Mittelsmann die Werke von 20 Dichtern, damit dieser sie in die Schweiz schaffe.

Frage: Die Werke welcher Dichter ließ der Antiquar in die Schweiz schaffen?

Auflösung auf Seite 52

tion aller Vorzüge und der unvermutetsten Verwendungsmöglichkeiten des kleinen technischen Wunderwerks im Gang. Der Preis, so gab der Geschäftsinhaber auf eine Bemerkung Zgraggens hin zu, sei allerdings nicht niedrig, aber durchaus dem Wert des Apparates angemessen, und ihm werde man selbstverständlich den Wiederverkäuferrabatt gewähren. Hätten Sie sich dabei etwas Besonderes gedacht? Zgraggen tat es nicht und freute sich, so billig zu einem schönen Geschenk für seine Frau gekommen zu sein.

Kurze Zeit darauf führte er mit dem Hauptaktionär einer mittelgroßen Industrieunternehmung, der eben von seiner eigenen Gesellschaft ein Stück Bauland zu sehr günstigen Bedingungen gekauft hatte, eine heftige Diskussion darüber, ob ein fremder Käufer das Land auch zum selben Preis erhalten hätte. Mag sein, daß Freund Zgraggen, den ich im ganzen gut leiden mag, der aber manchmal etwas überheblich wirkt, dem Gesprächspartner die Ergebnisse seiner scharfen und zupackenden logischen Überlegungen allzu selbstsicher unter die Nase rieb; auf alle Fälle war plötzlich die Situation völlig verfahren, und eines Tages langte bei unserem Chef ein mehrseitiges Schreiben des Mehrheitsaktionärs ein, in dem dieser sich in wenig gewählten Worten über Zgraggen beschwerte und gegen ihn glattweg den Vorwurf erhob, er sei bestechlich.

Der Angegriffene geriet begreiflicherweise in eine tüchtige Wut und hätte am liebsten seinen Widersacher wegen Ehrbeleidigung eingeklagt. Unser Chef, der sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen läßt, sagte: «Na, wir wollen uns die Geschichte doch zunächst einmal näher ansehen!»

Und was kam zum Vorschein? Eine merkwürdige Häufung von Zufällen hatte es gewollt, daß dem Mehrheitsaktionär, der in seinem Ärger über die Steuern und den Mann Zgraggen schimpfte, wo immer er dazu Gelegenheit fand, zugetragen wurde, im Haushalt Zgraggens funktioniere ein Staubsauger, der nicht den normalen Weg der verschiedenen Handelsstufen hinunter zum Konsumenten gegangen sei.

Diese an sich zutreffende Mitteilung glaubte er dahin deuten zu müssen, Zgraggen habe den Apparat geschenkt erhalten und sei also bestochen worden.

Als unser Chef dem Beschwerdeführer den wirklichen Sachverhalt darlegte und ihn zugleich darauf hinwies, daß er mit seiner Behauptung nicht nur den Steuerbeamten einer Gesetzesübertretung gezielen habe, nämlich der passiven Bestechung, sondern auch zugleich den Händler einer strafbaren Tat, der aktiven Bestechung, verdächtige, nahm der Mehrheitsaktionär umgehend die Bemerkung zurück, und nebenbei bemerkt, ließ er sich auch verhältnismäßig leicht davon überzeugen, daß der Vorschlag Zgraggens für die steuerliche Behandlung des Landkaufes, der zu so heftigen Meinungsverschiedenheiten geführt hatte, bei Licht und in Ruhe besehen, nicht so abwegig war.

Unser Chef aber sagte uns bei dem Rapport, an dem die Angelegenheit behandelt wurde: «Da haben wir wieder einmal ein Beispiel dafür, daß wir uns auch vor dem Schein irgend einer unkorrekten Handlung hüten müssen.»

Und Zgraggen, rückblickend, verfluchte den günstigen Kauf, der ihm so viel Ärger und Umtriebe eingebbracht hatte, und verschwör sich,

in Zukunft keine Zigarre mehr von einem Steuerpflichtigen anzunehmen.

Damit ist er nun wieder auf dem falschen Weg; denn wo aus den Umständen klar hervorgeht, daß eine Höflichkeitsgeste und kein Beeinflussungsversuch vorliegt, macht ein Beamter sich lächerlich und verrät höchstens Unsicherheit, wenn er eine Zigarre unter Berufung auf seine Amtspflicht ablehnt.

Die Zigarrenkiste

Allerdings bin ich einmal auch einer Zigarre oder besser einiger Zigarren wegen in Verlegenheit gekommen. Ich hatte einem jovialen Fabrikanten gesagt, daß ich während der Arbeit nicht rauche, als er eigenhändig ein Zedernholzkistchen an unsren Arbeitsplatz stellte. «Stecken Sie doch eine für nachher ein!» ermunterte er mich, und dummerweise tat ich es. Als der Prinzipal nach der Anfangsbesprechung mich mit dem Chefbuchhalter allein ließ, griff dieser sofort in das fast volle Kistchen, nahm drei der teuren Zigarren heraus: «Bedienen Sie sich bitte!» Ich dachte, ich sei bedient. «Nehmen Sie doch!» sagte er augenzwinkernd und nahm nochmals drei, und als ich mich nicht rührte, griff er zum drittenmal zu.

Nach kurzer Zeit kam der Fabrikant wieder herein, sagte, es werde mich kaum stören, wenn er rauche, hob den Deckel der Kiste und stutzte einen Moment; ich war so wütend über den unverschämten Buchhalter, daß ich direkt fühlte, wie ich rot wurde.

Der Kerl hat das hämische Lächeln, das er bei dieser Szene aufsetzte, gebüßt; ich habe ihm seine Buchhaltung genau unter die Lupe genommen und sofort herausgefunden, daß in diesem Geschäft bei bessern Dispositionen Tausende von Franken einzusparen gewesen wären: Skonti und Rabatte waren nicht ausgenutzt, die säumigen Schuldner wurden nicht gemahnt, Bankspesen hätten vermieden werden können, und der Fabrikant — einer von vielen, die sich vor allem für die Produktion interessieren und sich um die Buchhaltung nicht kümmern — machte große Augen, als ich ihn harmlos fragte, ob er eigentlich seinem Buchhalter Auftrag zu so verschwenderischer Gebarung gegeben hätte, um weniger Gewinn ausweisen zu müssen. Ich habe später vernommen, daß dieser Buchhalter nicht mehr lange Gelegenheit hatte, sich aus der Zigarrenkiste des Geschäftes so großzügig zu bedienen.

10 Gründe

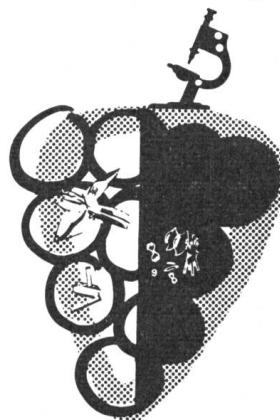
für den Traubensaft

13



Für appetitlose Kinder und solche, die Milch aus dem einen oder andern Grunde ablehnen, habe ich noch kein besseres Nähr-Getränk kennengelernt als den naturreinen Traubensaft. Traubensaft ist ebenso nahrhaft oder sogar noch nahrhafter als Milch, wird aber von solchen Kindern leichter verdaut und vor allem — viel mehr geschätzt!

Nelly Hartmann-Imhof
Herausgeberin des «Nelly-Kalenders»
Küschnacht-Zürich



Mit dem hohen Nährwert von 800 Kalorien ist der Traubensaft als Energie-spender allen andern Getränken weit überlegen. Er wirkt zudem durch die Kaliumreaktion entsäurend und entschlackend auf den gesamten Organismus.



Traubensaft

das Getränk mit dem grossen Plus

SPZ/Hans Gfeller, BSR, Zürich

Bier ist etwas Gutes



Verdächtige Reisespesen Bei einer mittleren Lederwarenfabrik fielen mir einmal ziemlich hohe Reisespesen auf. Der Besitzer begründete sie unter anderem damit, es sei nötig, daß sein Fabrikationschef sich im Ausland über den Stand der Lederverarbeitung orientiere, wenn man konkurrenzfähig bleiben wolle.

Da ich kurz vorher zum erstenmal in meinem Leben in Florenz gewesen war und meiner Frau eine kunstvolle Ledertasche gekauft hatte, fragte ich den Fabrikationschef, den der Geschäftsinhaber zur Diskussion über die Warenbewertung beigezogen hatte, ob eigentlich diese prachtvollen Lederarbeiten mehr auf handwerksmäßige Weise oder in größeren Betrieben hergestellt werden.

Der Gefragte begann in auffälliger Weise zu stottern und tauschte einen merkwürdigen Blick mit seinem Arbeitgeber, und plötzlich wußte ich: mein Gefühl, es stimme etwas nicht mit diesen Auslandsreisespesen, war nicht unbegründet gewesen. Tatsächlich brachten ein paar weitere Fragen ans Tageslicht, daß der Fabrikationschef überhaupt nie die Schweizer Grenze überschritten hatte und anscheinend ahnungslos zum Mithelper einer an sich lächerlichen Steuerbetrügerei geworden war, indem er angeblich unbesehen Belege unterschrieb, die sein Patron ihm vorlegte.

Bei einem gutgehenden Gewerbebetrieb fiel mir einmal auf, daß die sonst üblichen Rückvergütungen der zentralen Einkaufsstelle nicht verbucht waren. Auf meine Frage wollte der Geschäftsteilhaber, der die Buchhaltung betreute, mir vorerst weismachen, er wisse nichts von solchen Rückvergütungen; als er aber merkte, daß ich mich in den Geflogenheiten der Branche gut auskenne, rückte er mit der Wahrheit heraus, und die bestand darin, daß er durch die Nichtverbuchung dieser immerhin einige tausend Franken ausmachenden Summe zwar den Fiskus betrogen hatte, dies aber nur so nebenbei: Der Haupteidtragende war der Kompagnon, der den technischen Teil des Geschäftes leitete und seinem Partner gegenüber zu vertrauensselig war.

Honorar an die Firma Teberat Wenn ich erzähle, ich habe Steuerpflichtige schon darauf aufmerksam gemacht, sie hätten die Möglichkeit, Abzüge geltend zu machen, nicht voll ausgenutzt, so glaubt man mir dies zur Not; man lacht

mich aber aus, wenn ich befüge, es gebe Leute, die bei vollem Verstand mehr Steuer zahlen, als sie unbedingt müßten. Und doch kommt es vor, und nicht nur dort, wo einer damit rechnet, dafür später besser zu fahren (das ist nämlich möglich), sondern auch aus andern Gründen. «Was mischen Sie sich in meine Verhältnisse ein», hat mir ein junger Autosattler einmal unwillig gesagt, den ich auf die Möglichkeit vermehrter Abzüge aufmerksam machen wollte, «wenn ich meinem zukünftigen Schwiegervater gegenüber mit einer tüchtigen Steuerleistung auftrumpfen will, so soll der Fiskus doch nur froh sein!»

Das sind natürlich Ausnahmen. In der Regel geht das Bestreben der Pflichtigen dahin, einen möglichst geringen Gewinn auszuweisen, und das ist ihr gutes Recht, wenn es, nebenbei bemerkt, auch nicht immer der richtige Weg ist, um auf die Dauer Steuern zu sparen.

Wenn einer die Bücher so führt, daß man als Revisor klar sehen kann, er habe das Warenlager nur zu einem Drittel des Marktwertes eingesetzt oder eine neue Maschine total abgeschrieben, dann können wir mit ihm nur darüber reden, ob das wirklich berechtigt sei. Wenn er aber schreibt «Unkosten an Postscheck Fr. 5000.—» und dieser Postscheck dem Geschäftsinhaber selber gehört, oder wenn er «Honorar für technische Beratungen» verbucht und den Betrag auf ein Bankkonto überweisen läßt, das er selber eröffnet hat und von wo er ihn privat wieder abheben kann, dann ist das Steuerbetrug.

Der das getan hat, meint wahrscheinlich noch, er sei schlau. «Was sind denn das für Honorare?» fragte ich den Betriebsinhaber, als ich auf eine Zahlung «Honorar an die Firma Teberat» stieß. Das seien technische Beratungen gewesen, man habe sich gefragt, ob man den Dampfkessel auf Ölbetrieb umstellen wolle oder ob eine Kombination mit Elektrokessel und Dampfspeicher unter Ausnutzung einer eigenen kleinen Wasserkraft wirtschaftlicher sei. Die Erklärung war im Grunde harmlos, und ich weiß nicht, warum ich mich damit nicht zufrieden gab; vielleicht weil mir der Name «Teberat» ganz unlogisch vorkam. Und es hat sich gelohnt, hier zu bohren: Schließlich kam heraus, daß hinter der «Teberat» nicht der geringste Beratungsdienst steckte, sondern nur der Versuch des Betriebsinhabers, sich auf Umwegen etwas zuzuschanzen. Dabei wäre es billiger gekommen, die Beträge ehrlich anzugeben.



Ich verkaufe weder Barometer noch Thermometer noch Reißzeuge noch Rechenschieber noch Kompass — ich mache nur **eines**: Augenoptik! Ich passe Brillen an!

junker

Sihlstraße 38, beim Scala-Kino, Zürich

Eine Sportlerin hofft:

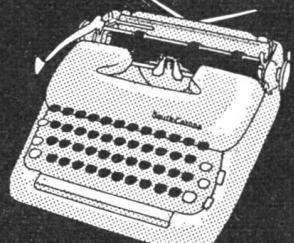
Ein Haupttreffer ...



Interkantonale Landes-Lotterie

und die Stadt
hat mich gesehen!

10. Februar Ziehung

Smith-Corona

Modelle ab Fr. 295.-

Beethovenstr. 49 / Gartenstr.
und Bahnhofstr. 22
Zürich, Tel. 27 44 27

**Sonne bringt
der Frühling !
Hilfe bringen
seit 25 Jahren
Just-Berater
für die Putzete**

Just-Produkte für den Haushalt
Just-Haut- und -Körperpflege

ULRICH JÜSTRICH
Walzenhausen AR



Gratismuster durch La Medicalia GmbH., Casima / Ti.

geben; denn die Nach- und Strafsteuern waren gesalzen.

Die teure Provision Eine geraume Zeit lang kamen sich Steuerhinterzieher gerissen vor, wenn sie fiktive Provisionen nach Liechtenstein oder Tanger überweisen ließen, wo sie dann darüber verfügten; heute weiß ein erfahrener Geschäftsmann, daß er damit höchstens den Verdacht des Revisors erweckt.

Gelegentlich will auch der mehr oder weniger rechtmäßige Empfänger von Provisionen schlauer sein als der Fiskus. In einer Handelsfirma der Rohstoffbranche stieß ich einmal auf eine ziemlich hohe Provision, die auf einen gut innerschweizerischen Namen in einem mittleren Dorf lautete. Ich schlug im Telefonbuch nach: der Name war nur einmal verzeichnet und gehörte dem Pfarrer. Das kam mir merkwürdig vor. Wie sollte ausgerechnet ein Pfarrer von dieser Firma Provisionen beziehen? Schließlich schälte ich heraus, daß die Provisionen eigentlich Schmiergelder waren, die sich ein ungetreuer Einkäufer der Abnehmerfirma ausbedungen hatte und, in der Meinung, sich besonders gut zu tarnen, auf sein Konto bei einer Bankfiliale auf dem Lande auszahlen ließ. Zufällig stimmte der Name des Einkäufers mit dem des Ortspfarrers überein. Natürlich hat der Schmiergeldnehmer das Einkommen, das ihm über dieses Konto zufloß, nicht versteuert. Aber schlimmer als die Steuerbuße traf ihn, daß die Handelsfirma, der es unbehaglich geworden war, dem Arbeitgeber des Einkäufers Kenntnis von der ausbezahlten Provision gab, worauf dieser prompt seine Stelle verlor.

Ich möchte ausdrücklich wiederholen, daß nicht etwa wir von der Steuerverwaltung diese Mitteilung machten; denn wir haben selbst ein Interesse daran, unsere Geheimhaltungspflicht nicht zu verletzen. Müßten meine Kunden fürchten, das, was sie mir heute sagen, werde morgen im Gasthaus zum Ochsen verhandelt, so hätten sie durchaus recht, wenn sie mir künftig nichts mehr anvertrauen würden.

In diesem Zusammenhang bitte ich die Leser, die sich etwa zufälligerweise in den einen oder andern der hier geschilderten Begebenheiten selbst zu erkennen glauben, sich nicht aufzuregen: Sie werden, wenn sie genau hinschauen, feststellen, daß nur sie selber und höchstens meine Kollegen, soweit sie in der Handlung vorkommen, herausfinden können, wer

wirklich gemeint ist; denn alle Daten sind verändert, und da wir auf der Seite des Fiskus schweigen wie das Grab, hängt es ganz von ihnen ab, ob irgend jemand erfährt, wer zu den Geschichten Modell stand.

**Denunzianten sind mit
Vorsicht zu genießen**

Regel auch mit den Denunzianten reden. «Also hören Sie, Herr Kommissär», fängt einer etwa an, «ich könnte Ihnen dicke Sachen berichten über einen Steuerbetrüger; aber Sie müssen mir zusichern, daß Sie ihm meinen Namen nicht sagen!» «Sie können ganz ruhig sein, Herr Trätschli, wir sind an das Amtsgeheimnis gebunden.» Und dann erzählt uns Herr Trätschli mit wichtiger Miene, daß Herr X oder Y einen kostspieligen Haushalt führe und dazu noch eine Freundin unterhalte. «Ja, und woraus schließen Sie dann, daß er dick Steuern hinterzieht?» «Genügt das etwa nicht, wenn einer schamlos genug ist, um am heiterhellen Tag mit dieser unmoralischen Person im Esplanade zu sitzen?» Und obwohl wir Herrn Trätschli nicht im unklaren lassen über die Unbrauchbarkeit seiner Meldung, sagt er: «Nicht wahr, Sie teilen mir dann mit, was Sie herausgefunden haben!» «Mein lieber Herr Trätschli, da sind Sie wirklich lätz gewickelt, Sie glauben doch nicht im Ernst, das Amtsgeheimnis gelte für Sie nur dort, wo es Ihnen in den Kram paßt?»

Man darf allerdings nicht glauben, Neid, Mißgunst oder Rachegeißt seien bei allen Denunzianten der Antrieb: es gibt solche, die sich einfach von einem besondern Gerechtigkeitsgefühl leiten lassen. Aber im ganzen muß man die Angaben der Anzeiger, auch wenn sie unter Nennung des Namens erfolgen, sehr vorsichtig abwägen; mein Kollege Affolter ist einmal schön auf einen vermeintlichen Denunzianten hereingefallen.

Er wurde von einem ältern Steuerpflichtigen, den er von früheren Revisionen her kannte, zu einer persönlichen, wichtigen Besprechung eingeladen, und zwar, besonderer Umstände halber, wie sich der Schreiber ausdrückte, in ein Erholungsheim, das, wie Affolter hätte wissen können, eine Nervenheilanstalt war. Ich hätte die Finger von der Geschichte gelassen; aber Affolter witterte eine Fährte, und darum folgte er der Einladung und wurde als Besucher zum Patienten gelassen, der ein nettes, aller-

Über die Frage
der Geheimhaltung
müssen wir in der



Weis-flog Bitter!

*Apéritif besondere Art, ange-
nehm, mild und sehr apart*



**Jederzeit und überall
vor dem Essen
nach dem Mahl ...**

APPENZELLER ALPENBITTER
EMIL EBNETER

**Appenzeller
Alpenbitter**

Wenn Sie sicher sein
wollen Freunde zu machen
dann schenken Sie
Hefti Pralines

Hefti
CONFISEUR

ZÜRICH

Bellevueplatz
Telefon 32 26 05Bahnhofstraße 46
Telefon 27 13 90

dings mit vergitterten Fenstern versehenes Privatzimmer bewohnte. Wenn Affolter eine Überraschung erwartet hatte, so kam er auf seine Rechnung: Der Patient, der viel ruhiger und höflicher war als manche Steuerpflichtigen, sagte nach ein paar Begrüßungsworten, er wolle einen Tee bestellen, verließ das Zimmer, dessen Türe innen keine Klinke hatte und schloß von außen zu.

Wie Affolter nachher vernahm, hatte sein Gastgeber den im Korridor hängenden Mantel und Hut des Besuchers angezogen und war in dieser primitiven Verkleidung tatsächlich bis ans Gittertor des Sanatoriums gelangt, wo er dem Concierge allerdings auffiel, während drinnen Kollege Affolter wie ein Verrückter (so sagte er selber) an die verschlossene Türe polterte.

Hier lehnen wir jede Verantwortung ab

Auch an merkwürdigen Käuzen fehlt es unter den Steuerzahlern so wenig wie anderswo. Einer hat mir sogar die Schuld an seinem Ehescheidungsprozeß in die Schuhe schieben wollen. Er war ein ältlicher, sehr häßlicher, vom Alkohol zerrütteter Vertreter in Papierwaren, dessen Buchhaltung diesen Namen so wenig verdiente wie das Bett eines über die Ufer getretenen Wildbaches die Bezeichnung Autostraße. Als ich mir ein Bild davon machen wollte, ob man wenigstens auf Grund der Belege einen brauchbaren Abschluß rekonstruieren könnte, legte er mir ein paar dickbauchige Kartonmappen auf den Tisch: «Bedienen Sie sich!» Mitten unter den in wirrer Ordnung zusammengeworfenen Geschäftspapieren stak ein Sonderdossier, das offensichtlich nicht hierher gehörte: auf dem ersten Blatt war ein ausgeschnittenes Heiratsinserat geklebt: «Gutaussehender Geschäftsmann, anfangs 50, mit gesichertem Einkommen ...», und hintendran ein rundes Dutzend Briefbündchen, jedes in der linken oberen Ecke mit einer Büroklammer zusammengefaßt, unter welche die mehr oder weniger ansprechende Fotografie der Schreiberin geklemmt war. Er lachte höchst widerlich, als ich ihm das Dossier sofort zurückgeben wollte: «Lassen Sie es nur da, hier ist es am sichersten vor meiner Frau.»

Ich hatte den Vorfall schon vergessen, als er mir fast ein Jahr später einen von Beschimpfungen strotzenden Brief schrieb und mich bezeichnete, ich hätte seiner Frau die Sache mitgeteilt. Der Umtriebe, die sich aus der Ange-

legenheit hätten ergeben können, wurde ich entthoben; denn wie ich nachher erfuhr, war der Mann, als sein Brief mich erreichte, schon tot: er hatte seinen Wagen auf der Heimfahrt nach dem Besuch der fünften Wirtschaft in eine Mauer gesteuert.

Ein anderer — nennen wir ihn Ehrlich, denn er war wirklich steuerehrlich —, den ich nun aber beileibe nicht mit dem eben erwähnten zusammenzählen möchte, hat meinen Kollegen Schwarz dafür verantwortlich gemacht, daß er Knall auf Fall sein schönes Haus verkaufte und mit Kind und Kegel nach Liechtenstein zog.

Er war sehr reich und hätte sich etwas darauf zugute halten dürfen, daß er einer der besten Steuerzahler einer mit vermögenden Leuten nicht schlecht ausgestatteten Gemeinde war. Dazu versteuerte er wirklich sein ganzes Vermögen und sein ganzes Einkommen.

Gewisse Differenzen gibt es natürlich bei einem mehrseitigen Wertschriftenverzeichnis immer. Nun hatte Kollege Schwarz in einer früheren Periode nach Verhandlungen mit Herrn Ehrlich der verlangten niedrigen Bewertung der Aktien einer englischen Gesellschaft zugesimmt gehabt. Nachdem die Transferverhältnisse sich besserten, war in der letzten Periode der Steuerwert der Aktien höher, und Schwarz korrigierte den Posten, der übrigens im Verhältnis zum ganzen Vermögen sehr geringfügig war. Leider tat er das, ohne Herrn Ehrlich zuvor zu benachrichtigen.

Dieser erhielt die Steuerrechnung, sah die Differenz, hängte sich sofort ans Telefon, verlangte Auskunft und sagte, diese Erhöhung des Steuerwertes gehe gegen die getroffenen Abmachungen. Kollege Schwarz, der zwei Stunden vorher beim Mittagessen erfahren hatte, daß sein Sohn im Examen für die Sekundarschule durchgefallen war und der dem herrschenden Föhndruck vermutlich nicht weniger unterlag als der gute Steuerzahler Ehrlich am andern Ende des Drahtes, erklärte den Grund der Erhöhung, war dabei aber wohl nicht ganz in der goldenen Stimmung, die bei uns eigentlich zur Berufsausrüstung gehören sollte. Als Herr Ehrlich, der schließlich die Berechtigung der Korrektur nicht gut bestreiten konnte, erklärte, man hätte ihn wenigstens zuerst fragen sollen, gab Kollege Schwarz, auch nicht gerade freundlich, zur Antwort, wir hätten eben 90 000 Steuerpflichtige im Kanton und könnten nicht jedem wegen jeder Bagatelle telefonieren. Ehr-



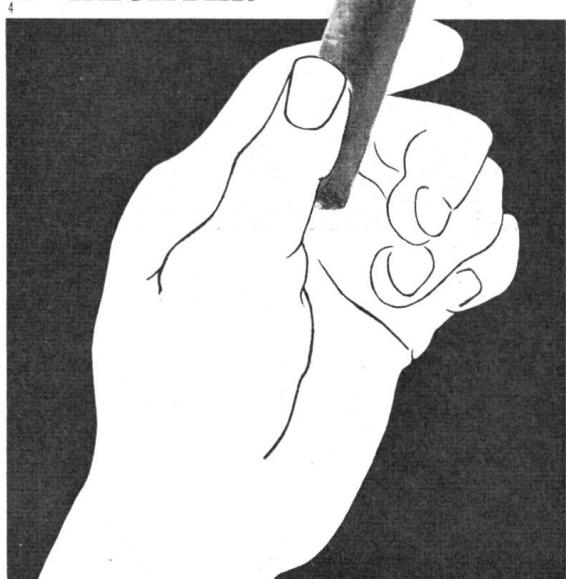
Nie mehr müde

Neue Kräfte gewann ich dank der Elchina-Kur. Warum das Leben schwer nehmen, den Anforderungen von Familie und Beruf angstvoll ausweichen? Elchina hilft gewiß auch Ihnen. Zudem ist es vorzüglich im Geschmack.

Kurpackung: 4 gr. Fl. Elchina mit Eisen, Phosphor, Extr. Cinchonae à Fr. 6.95 (Fr. 27.80), kostet Fr. 20.80, also eine Flasche gratis.

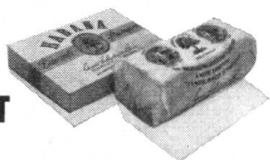


Gut ist es, wenn man seine
Gesundheit
von früher Jugend an als das kostbarste
Gut pflegen kann. Erfreuliche
Erfolge durch **Zirkulan**
flüssig, bekömmlich, wohlschmeckend,
Heilmittel aus Kräutern. Hilft gegen
Störungen der **Zirkulation**
und wird dankbar weiter empfohlen!
KUR Fr. 20.55, erhältlich in **Apotheken**
und **Drogerien**

WELCH LANGE**BRENNDAUER****BEIM****AECHTEN**

**Bäumli-
STUMPFEN**

Edouard Schubiger Schne
BEINWIL A/SEE SCHWEIZ



Doppel-Schachtel à 2 x 5 Stück oder runde Packung à 10 Stück Fr. 1.60

Auflösung von Seite 43

Lösung: Der Buchantiquar merkte, daß der Text so abgefaßt war, daß er eine große Anzahl Namen von deutschsprachigen Dichtern enthielt:

Es war ein *Freytag* im Winter (Gustav Freytag). *Schillernder* Schnee lag auf jedem *Dach* (Friedrich Schiller, Simon Dach). Hungrige *Raaben* suchten nach *Körnern* (Wilhelm Raabe, Theodor Körner). Jenseits des *Eschenbachs* defilierte die Kompagnie vor ihrem *Hauptmann* (Marie von Ebner-Eschenbach, Gerhart Hauptmann). *Fröhlich* plaudernd schauten die *Bürger* zu (Emanuel Fröhlich, August Bürger). Buchbinder *Schwab* ließ den *Hebel* seiner Presse fahren und den *Kleister* eintrocknen, Herr *Bierbaum*, der *Falkenwirt* kam aus dem *Keller*, und selbst *Zahnarzt* *Meyer* machte einen Augenblick *frei* (Gustav Schwab, Joh. Peter Hebel, Heinr. v. Kleist, Julius Bierbaum, Gustav Falke, Gottfried Keller, Ernst Zahn, C. F. Meyer, Adolf Frey). Und jedermann freute sich über unser *Heer* (Thomas Mann, J. C. Heer).

lich darauf: «Schön, mit 89 999 Steuerpflichtigen können Sie meinewegen umgehen, wie Sie wollen, mir aber werden Sie nicht mehr zu telefonieren haben; denn ich verlege meinen Wohnsitz an einen Ort, wo man besser behandelt wird.»

Herr Ehrlich hat seinen Entschluß tatsächlich ausgeführt und wohnt nun in Vaduz. Die Umzugskosten hat er mit dem Geld, das er weniger für Steuern auslegen muß, vermutlich bald hereingebracht; aber ob wirklich Kollege Schwarz daran schuld ist, daß die ganze Familie Ehrlich die Schweiz nun nur noch über die Liechtensteiner Grenze herüber ansehen kann, und ob in Vaduz der Föhn nie drückt, das bezweifle ich.

Die Bilanz Man könnte die Reihe solcher Beispiele, die von der Vielgestaltigkeit unserer Arbeit zeugen, beliebig vermehren; aber man darf nicht etwa meinen, ich fände meinen Beruf darum anregend und abwechslungsreich, weil solche Fälle vorkommen, die sich eignen, als Anekdoten erzählt zu werden. Wer das glaubt, gehört zu den Leuten, denen die Buchhaltung nichts sagt und die ihr Lebtag nicht dahinterkommen, wie spannend es sein kann, in den Zahlen einer Bilanz oder einer Gewinn- und Verlustrechnung zu lesen. Nicht selten sind es Inhaber von Geschäften. Besonders früher hat man noch oft Geschäftsleute angetroffen, die sich auf den Standpunkt stellten, die Hauptsache sei, wenn sie ein gutes Produkt fabrizieren und rechte Verkäufer hätten, dann sei die Zahlenbeigerei der Buchhaltung höchstens ein notwendiges Übel, und wenn der Buchhalter beim Probeabschluß ihnen eine Summe des Gewinnes sagte, die zu hoch oder zu niedrig schien, so korrigierten sie mehr oder weniger nach dem Gefühl, machten größere oder kleinere Abschreibungen, bewerteten die Waren höher oder tiefer, und ich möchte wetten, daß mancher eigentlich erst durch die Kriegsgewinnsteuer dazu geführt wurde, ein rechtes System in seine Abschlußgebarung zu bringen, ja, daß manchem erst eigentlich das richtige Bild seiner Unternehmung aufging durch die Arbeit von uns Inspektoren, die ja darin bestand, aus den mannigfachen Verkleidungen, in denen die Steuerverwaltung eingereichte oder veröffentlichte Bilanz sich darbietet, das Gerippe der wirklichen wirtschaftlichen Geschehnisse herauszuschälen.

Auch jetzt ist es diese Arbeit des Eindrin-

gens in immer neue, lebendige Gebilde der Wirtschaft, die Auseinandersetzung mit immer neuen Problemen, was mir meine Arbeit lieb macht. Gewiß muß es auch etwas Schönes sein, sich einmal jahrelang oder vielleicht ein Leben lang mit der gleichen Firma zu befassen, mitzuarbeiten an ihrem Werden und Wachsen; aber mir hätte eben die Arbeit als Herr und Meister in einer eigenen Unternehmung vorgeschwobt, und dazu haben mir die Mittel gefehlt. Nur Buchhalter bleiben möchte ich nicht; es war in den Zeiten, als ich ins Berufsleben kam, eben die Depression der dreißiger Jahre im Kommen, von der eine ganze heutige Generation junger Berufstätiger keine Ahnung mehr hat. Nachher, freilich, von der Kriegsgewinnsteuer weg, hätte sich mir die eine oder andere Gelegenheit geboten, in die Privatwirtschaft zurückzukehren; aber als sich mir die Stelle in meinem Heimatkanton zeigte, war mein Entschluß bald gefaßt, und ich bereue ihn nicht; denn eines habe ich immer wieder festgestellt, wenn man mit ehemaligen Kollegen sprach, die sich selbstständig gemacht hatten als Steuerberater oder die in der Privatwirtschaft tätig sind: Wohl verdienen sie mehr als ich jetzt (und daß dies nicht immer jedem nur zur Freude gereicht, habe ich weiter oben erzählt), und sie können über ihre Zeit verfügen, ihre Arbeit einrichten, wie sie wollen, und sie wissen, warum und wofür sie vom Morgen früh bis abends spät und manchmal noch in der Nacht arbeiten; aber irgendwie denken sie doch mit einer gewissen Wehmut an die Zeit zurück, als sie Beamte waren, und wenn ich recht verstehe, so ist im Grund eines, das sie, ob sie es ausdrücklich sagen oder nicht, am meisten vermissen: Das ist, ob man es mir glauben will oder nicht, das ist die Unabhängigkeit, die wir Steuerexperten haben. Man begreift das vielleicht nicht sofort; aber es ist etwas daran: Wir untersuchen einen Tatbestand und ziehen dann unsere Schlüsse daraus. Und ob das Ergebnis nun zugunsten des Fiskus oder zugunsten des Steuerpflichtigen lautet: wir können, ohne uns irgendwie davon beeinflussen zu lassen, feststellen: So und so ist es; wir müssen weder Ränke und Umwege suchen, noch nach oben oder irgendeiner Seite katzbuckeln, wir dürfen das, was wir als richtig erachten, ohne jede Rücksicht auf unsere Kundschaft oder auf unsere Vorgesetzten, vertreten, und das ist mehr wert, als man weiß, solange man es hat.

Einer teilt's dem andern mit:
„Verlass' dich auf Plüss-Staufer-Kitt!“

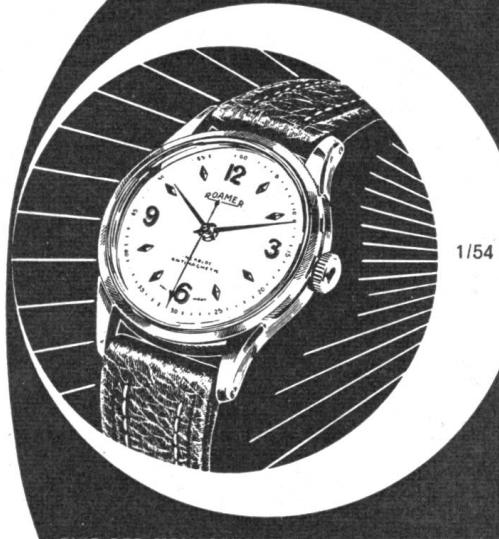


Plüss-Staufer-Kitt
klebt, leimt, kittet alles

Fr. 85.-

17 Rubis

extraflach
antimagnetisch · stoßgesichert
100% wasserdicht



EINE DER MEISTGEKAUFTEN UHREN DER WELT!

Seit 1888

ROAMER

ROAMER WATCH CO. S.A.
SOLOTHURN



In der
Schweiz in über 400
Fachgeschäften erhältlich

Bezugsquellennachweis durch die Fabrik

Weleda-Kalknährsalz

für das Kind zur Verbesserung des Kalkstoffwechsels, Förderung der Knochenbildung und Kräftigung der Zähne. Preis Fr. 3.50.

In Apotheken und Drogerien erhältlich.

Weleda AG, Arlesheim

Der grosse Erfolg

Überall wird die neue
Maggi Kalbfleisch-Suppe
mit Freude und Begeisterung
aufgenommen.

Warum? Weil diese
völlig neuartige Crème-Suppe
mit zartem Kalbfleisch genau
den Wünschen der Hausfrau
entspricht.

Hunderte von Schweizer
Hausfrauen haben vor der
Einführung dieser Suppe
zahlreiche Rezepte in ihrer
eigenen Küche sorgfältig
ausprobiert und das **beste**
ausgewählt.

Darum der unvergleichliche
Erfolg!



Andere **neuartige** Maggi-Suppen

Hühner-Suppe mit Fideli
Steinpilz Spargel Spinat